

# Der Garten ist für alle da

Die Berliner Elisabeth Meyer-Renschhausen lässt Brachen erblühen. Jetzt hat sie ein Buch über das Urban Gardening geschrieben

■ VON ANNETTE KUHN

Die ersten Knospen sind an den Zweigen zu sehen, an manchen Stellen lugt schon etwas Grün hervor. Elisabeth Meyer-Renschhausen kann es kaum erwarten, wieder zu Schaufel und Spaten zu greifen und in ihren Kistenbeeten zu graben, zu säen, zu ernten. Gärtnern in der Kiste? Für die Soziologin ganz normal. Schließlich pflanzt sie nicht im eigenen, sondern im Gemeinschaftsgarten, und dort ist es üblich, nicht im Boden, sondern über der Erdoberfläche zu ackern. Weil die Gärten oft nur auf Zeit angelegt sind oder weil nicht klar ist, ob der Boden belastet ist.

Meyer-Renschhausen kennt sich aus mit dem Thema, immerhin ist die Soziologin eine Gemeinschaftsgärtnerin der ersten Stunde: Sie hat in Berlin die Arbeitsgruppe Kleinstlandwirtschaft gegründet und lehrt an der Freien Universität als Privatdozentin zu dem Thema. Über die Entstehung und die Bedeutung dieser Gartenkultur in Berlin hat sie jetzt ein Buch geschrieben. Darin gibt sie auch Tipps zum Anlegen und Bearbeiten von Kistenbeeten, die sich nicht nur für Gemeinschaftsgärten, sondern auch für Balkone eignen.

## Vorbilder in New York

Heute sind Nachbarschaftsgärten und interkulturelle Gärten aus Berlin nicht mehr wegzudenken. Doch die Anfänge waren schleppend. Dabei gab es schon Vorbilder. In US-Großstädten wie New York bildeten sich seit den 70er-Jahren Initiativen für Community Gardens. Engagierte Anwohner besetzten damals Brachen und bepflanzen sie. Heute gibt es allein in New York etwa 800 solcher Orte und sogar einen Studiengang für Koordinatoren von Gemeinschaftsgärten. In Deutschland eröffnete der erste Gemeinschaftsgarten 1996 in Göttingen.

Mit diesen Vorbildern vor Augen machte sich Elisabeth Meyer-Renschhausen für die Idee in Berlin stark. Seit Ende der 80er-Jahre und dann wieder Ende der 90er-Jahre die Anlage eines Parks auf den Bahnbrachen am Gleisdreieck beschlossen war, setzte sie sich dort für einen interkulturellen Garten ein. Aber erst sieben Jahre später konnte es losgehen. Zu groß war die Skepsis von Politikern und Behörden. Gemeinschaftsgärten würden nicht rund um

die Uhr für jedermann offenstehen und seien daher eine Privatisierung von öffentlichem Grund, hieß es immer wieder. „Wir brauchten einen sehr langen Atem, bis es endlich grünes Licht gab“, erinnert sich Elisabeth Meyer-Renschhausen. Als es aber so weit war, gab es viel Andrang. Bald mussten Listen geführt werden, weil so viele Menschen mitgärtnern wollten.

Ein Jahr später kamen dann bosnische Flüchtlingsfrauen hinzu. Für sie war die Arbeit im Garten vor allem ein Weg, um die traumatischen Kriegs- und Fluchterlebnisse zu verarbeiten und in der fremden Stadt Wurzeln zu schlagen. Und auch für die Soziologin war diese Begegnung eine Bereicherung. „Die Frauen hatten viel mehr Erfahrung als wir und kannten ganz andere Gemüsesorten.“ So gab es beim Ackern immer ein Gesprächsthema, die Hemmschwelle zum gemeinsamen Umgang war niedrig, und als Nebeneffekt lernten die Flüchtlingsfrauen dabei auch Deutsch. Noch heute betreiben die Bosnierinnen den interkulturellen Garten Rosenduft im Gleisdreieck-Park, den Nachfolger des ersten Gartens.

Heute gibt es etwa 100 Projekte zu Gemeinschaftsgärten in allen Bezirken. Prominente Nachfolger sind die Prinzessingärten am Moritzplatz und das Allmende-Kontor auf dem Tempelhofer Feld, das Meyer-Renschhausen mit zwölf Mitstreitern 2011 gründete. Dabei ist es nicht in erster Linie die Leidenschaft fürs Grüne, die die Soziologin antreibt. „Klar, je länger man in der Stadt lebt, desto stärker entbehrt man das Grün.“ Aber mehr noch entwickelte sich ihr Engagement aus der soziologischen Feldforschung heraus, die sie nach der Wende in den neuen Bundesländern betrieben hatte.

Dabei untersuchte sie, wie es den Menschen in Gegenden geht, wo Arbeitslosigkeit und Abwanderung groß sind. „Dabei habe ich festgestellt, dass es ihnen mit Garten besser geht als ohne.“ Schon zu DDR-Zeiten durften Mitarbeiter der LPGs, der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften, ein eigenes Stück Land beackern. In der DDR sollte ihnen das ein Gefühl von Freiheit und Selbstbestimmung geben, nach der Wende war es wohl vor allem die Beschäftigung, die ihnen guttat.



Elisabeth Meyer-Renschhausen im interkulturellen Garten Rosenduft am Gleisdreieck. Sie ist Gründerin des Vorläufers



Grün vor dem Tower Im Allmende-Kontor auf dem Tempelhofer Feld wird in Kisten gepflanzt

schrub, weil sie Angst hatte, als Frau nicht ernst genommen zu werden, gilt mit als Ideengeberin für die allerdings erst nach 1900 vielerorts realisierten Gartenstädte.

## Der Typus Gemeinschaftsgärtner

Gärten für alle ist auch die Idee des Allmende-Kontors, das ehrenamtlich auf dem Tempelhofer Feld betrieben wird. 500 Mitgärtner beackern hier auf etwa 300 Hochbeeten 5000 Quadratmeter Fläche. Die dortige Gärtnerschaft ist ein Querschnitt durch die Berliner Bevölkerung. Der typische Gemeinschaftsgärtner sei zwar eher weiblich als männlich, es seien eher Eltern mit kleinen Kindern oder ältere Menschen, aber gerade ins Allmende-Kontor kämen auch zunehmend Studenten und Erwerbstätige um die 40, die keine Zeit für einen eigenen Garten haben, hat

Meyer-Renschhausen beobachtet: „Wo sonst kommen so viele verschiedene Menschen zusammen?“ Der Zusammenhalt der Gärtner habe sich schon bei der Gestaltung gezeigt, als gemeinsam die Kisten für die Beete gebaut wurden. „Ich war erstaunt, wie groß die Hämmerleidenschaft ist“, sagt Meyer-Renschhausen. Und lohnen würde sich der gärtnerische Einsatz auch, denn die Ernte in den Kistenbeeten falle meist üppig aus. Sie erinnert sich noch an ihre erste Kiste: „Blumen hatte ich darin, viele Kräuter und Kartoffeln.“ Heute ist sie längst beim Gemüse angekommen: Salat, Mangold, Topinambur und Tomaten kommen bei ihr heute aus der eigenen Kiste.

➤ **Zum Weiterlesen** Elisabeth Meyer-Renschhausen: „Die Hauptstadtsgärtner“, Jaron Verlag, 12,95 Euro

## Tipps zum Pflanzen und Ernten in Kistenbeeten

In vielen Gemeinschaftsgärten haben sich Kistenbeete bewährt. Sie ermöglichen große Flexibilität und eignen sich, wenn ungewiss ist, ob der Boden belastet ist oder wenn nur eine zeitlich begrenzte Bepflanzung erlaubt ist. Kistenbeete sind aber auch etwas für Balkon oder Terrasse, sagt Elisabeth Meyer-Renschhausen. Hier ihre Tipps:

■ **Bau** Aus Paletten oder Brettern lässt sich eine Kiste zusammenbauen. Um Wasser zu sparen, wird diese am besten mit Teichfolie ausgelegt. Die unterste Schicht besteht aus groben Ästen und Holzstücken, damit überschüssiges Wasser abfließen kann. Darüber kommen grobe Pflanzreste oder Stroh sowie eine Laubschicht. Erst darauf wird dann etwa 40 Zentimeter hoch Erde gepackt, die am besten mit Kompost angereichert wird.

■ **Gewicht** Ein Anfängerfehler ist, die Kiste so vollzupacken, dass man sie nicht anheben oder verschieben kann.

■ **Platz** In der Kiste können auch Pflanzen und Gemüsesorten gedeihen, die Raum brauchen, um sich auszubreiten, und darum für einen Blumentopf oder Balkonkasten ungeeignet sind. Besonders gute Erfahrungen hat Meyer-Renschhausen in Kistenbeeten zum Beispiel mit Kräutern, Mangold, Tomaten und Topinambur gemacht. Topinambur blüht im Sommer wie kleine Sonnenblumen.

■ **Mut zu Neuem** In interkulturellen Gärten kommen die Gärtner aus verschiedenen Kulturen und bringen andere Gemüsesorten mit.

■ **Ungeeignet** Wurzelgemüse lässt sich weniger gut in Kisten züchten, weil es nach unten nicht genügend Platz hat.

■ **Düngung** Spätestens drei Jahre nach Anlegen sollte gedüngt werden, dafür eignet sich die Zeit der Brache, also nach dem Abernten des Beetes.



## Giftanschlag im Supermarkt angedroht

Prozessbeginn: 40-Jähriger soll Discounter und Behörden erpresst haben

■ VON HANS H. NIBBRIG

Dass Iwan G. für mehrere Erpressungsversuche verantwortlich ist, daran hat die Berliner Staatsanwaltschaft keine ernsthaften Zweifel. Im Prozess gegen den 40-Jährigen, der am Donnerstag vor dem Landgericht Moabit begonnen hat, geht es weniger um Schuld als um Schuldfähigkeit. Denn bei G. ist eine psychische Störung nicht auszuschließen, eine Unterbringung in einer psychiatrischen Klinik steht im Raum. Eine Sachverständige soll im weiteren Prozessverlauf dazu Stellung nehmen.

Die Taten, die dem in Bremen geborenen Mann vorgeworfen werden, sind ausgesprochen skurril. Am 6. Februar 2014 gingen in den Zentralen von Rewe in Köln und Aldi Süd in Mülheim (Ruhr) nahezu zeitgleich E-Mails ein. „Betrifft: Geschenke“ hieß es dort. Weiterhin wurden die „sehr geehrten Damen und Herren der Geschäftsleitung“ aufgefordert, dem Absender einen neuen Pkw Mercedes S-Klasse zu schenken, andernfalls

könne es passieren, dass in den Märkten der beiden Unternehmen mit Arsen vergiftete Waren auftauchen. Die Empfänger schalteten die Polizei ein, die sehr schnell den Angeklagten in Verdacht hatte. Das fiel den Ermittlern auch nicht sonderlich schwer, denn die Schreiben endeten mit der Standardformulierung „Mit freundlichen Grüßen“ – und dem vollen Namen des 40-Jährigen. Dass die E-Mails von seinem Account geschickt wurden, bestätigte der Angeklagte, bestritt aber, selbst der Absender zu sein.

## Foto einer abgedeckten Leiche

Zwei weitere Erpressungsversuche dagegen räumte G. ein. Ziel war diesmal die Berliner Anwaltschaft. Dort gingen im August vergangenen Jahres per Fax zwei Schreiben ein. Im ersten forderte G. eine Summe von exakt 791.800 Euro, andernfalls werde eine von ihm namentlich genannte Amtsanwältin sterben. Als die gewünschte Reaktion ausblieb, richtete G. ein weiteres Schreiben an die Behördenleiterin. Darin verdoppelte er seine

ursprüngliche Geldforderung auf 1.583.600 Euro. „Passen Sie gut auf sich und ihre Dezerntin auf, es passieren heutzutage soviel schlimme Sachen“, drohte er der Oberstaatsanwältin, wobei er seinem Schreiben ein Zeitungsfoto von einer abgedeckten Leiche beigelegt hatte. „Die genannten Summen können sie vergessen“, teilte G. den Richtern mit. Eine Art Schadenersatz und Schmerzensgeld für die Probleme, die die Behörden ihm in seinem Leben immer wieder bereitet hätten, stünden ihm aber durchaus zu.

Iwan G., das wurde bereits am ersten Verhandlungstag deutlich, ist eine zwiespältige Persönlichkeit. Sein nervöses Auftreten vor Gericht könnte ein Beleg für eine psychische Störung sein, soweit Außenstehende das überhaupt beurteilen können. Gleichzeitig benutzte er in seinen Ausführungen Formulierungen und Begriffe, die von einer sehr wohl vorhandenen Bildung sowie Kenntnissen in rechtlichen Fragen zeugen. Der Prozess wird am 13. März fortgesetzt.

EINE PRODUKTION VON STAGE ENTERTAINMENT

# ICH WAR NOCH NIEMALS IN NEW YORK

DAS MUSICAL MIT DEN LIEDERN VON UDO JÜRGENS

AB 25. MÄRZ IN BERLIN!

Stage Theater des Westens

musicals.de • 0 18 05 / 44 44\*

eventim

Stage

\*14 CL./Min. aus dem deutschen Festnetz, max. 42 CL./Min. aus dem Mobilfunknetz.